

On éviterait également le risque, bien inutile, de voir mal interpréter, le choix de l'emplacement et de donner lieu ainsi à une profanation du monument.

L'argument géographique, on le voit, ne l'emporte pas sur les considérations défavorables.»

Moins de deux ans plus tard, le choix du site devant recevoir le monument national était fait. Aujourd'hui tout le monde s'est familiarisé avec l'ouvrage d'art qui surgit du «Kanounenhiwwel» et qui le surplombe.

A Wasserbillig les gens avaient attendu pendant de longues années. On ne comprend que trop bien leur désenchantement après toutes les peines, espérances et tractations. Il faut bien le reconnaître: Il fallait beaucoup d'idé-

lisme à s'atteler une fois de plus pour réaliser ce monument aux morts qui, dès maintenant, rappellera à jamais le pieux souvenir des ressortissants de Wasserbillig qui sont morts pour la patrie pendant l'occupation allemande de 1940 à 1944.

Oh! combien louable aussi l'initiative des ces audacieux de Wasserbillig, qui en fin de compte ont réalisé ce beau monument. Ses promoteurs nous ont appris, une fois de plus, qu'il n'est jamais trop tard pour bien faire. Ils ont en surplus et avant tout démontré publiquement qu'ils n'ont pas oublié ces compatriotes de leur agglomération qui ont fait le sacrifice suprême, celui de leur vie, afin que les habitants de Wasserbillig et que le pays entier retrouvent la liberté et que tous puissent y vivre en paix.

s. n.

Wasserbillig im Zweiten Weltkrieg

Extraits du livre
«WASSERBILLIG
IM 19. UND 20. JAHRHUNDERT»
par François Mathieu, Wasserbillig,
avec l'autorisation de l'auteur et avec nos
meilleurs remerciements

DER BEGINN DES 2. WELTKRIEGS

1.

«Drôle de guerre» schrieben die Zeitungen im Herbst 1939, als die Fronten im Westen, trotz der hüben und drüben immer wieder bekräftigten Kampfbereitschaft, monatelang nicht in Bewegung gerieten. Auf den Mosel- und Sauerkoppen jenseits von Wasserbillig hatten starke deutsche Heeresteile in den Bunkern des Westwalls Stellung genommen. Die Einwohner von Oberbillig wurden nach Mitteldeutschland evakuiert, am 1. September die Frauen und Kinder, am 4. September die Männer. Die Traubenlese in ihren auf luxemburgischem Territorium gelegenen Weinbergen überließen sie Verwandten und Bekannten aus Wasserbillig. Als die ersten Wochen nach der Kriegserklärung ohne größere Kampfhandlungen vorübergingen, suchten sie wieder in die Nähe ihrer Heimat zu gelangen, durften aber meist nicht über Konz-Karthus hinaus und kamen erst Ende Mai 1940 nach Oberbillig zurück.

Ein gut ausgebautes Werk des Westwalls lag oberhalb Wasserbilligerbrück, auf der Koppe genannt «om Klöp», von wo aus man die Täler der Mosel und Sauer meilenweit einsehen kann. Tage und Nächte hindurch hörte man in Wasserbillig das Stampfen und Rasseln der Arbeitsmaschinen, die den Berg aushöhlten. Lastzüge rollten ohne Unterlaß hin und her, und bei Einbruch der Dunkelheit legte sich der Widerschein der Lichter, die den Wühlplatz erhellten, weit über die Saueröffnung. Doch alles was der Arbeitsdienst aus Eisen und Beton oben zu-

sammenbaute, blieb damals hinter hohen Bretterwänden verborgen. Nach dem Krieg stellte man fest, daß dieser Bunker mit anderen Anlagen im Umkreis unterirdisch in Verbindung stand, und daß die Löwener-Mühle ihnen allen den elektrischen Strom geliefert hatte.

Auch bei uns mußte sich die Regierung dazu bequemen, Verteidigungsmaßnahmen zu treffen, die verständlicherweise nur symbolischen Charakter haben konnten. In den Gemeinden der Grenzgebiete schuf sie die «Garde civique», eine Art freiwilliger, unbewaffneter Bürgerwehr, die nächtliche Patrouillen durchführen und Verdächtiges der Gendarmerie melden mußte und außerdem dafür ausersehen war, eventuelle Evakuierungsoperationen zu organisieren und zu überwachen. Sie ließ ferner die Grenzen durch Gendarmerie und Soldaten der Freiwilligenkompanie besetzen und die Grenzübergänge durch Betonsperren sichern.

Ende 1939 wurden bei Wasserbillig drei Sperrmauern errichtet, je eine an der Straßenbrücke, der Eisenbahnbrücke und der Langsurerbrücke.

Die Sperre an der Straßenbrücke hatte einen breiten Durchgang für Fuhrwerke und einen schmalen für Fußgänger. Der Hauptdurchgang konnte durch eine schwere eiserne Pforte geschlossen werden. Die Sperre an der Eisenbahnbrücke wies nur eine einzige Öffnung auf, die ebenfalls mit einem Eisentor versehen war. Am schmalen Durchgang der Langsurer Brückensperre hatte man dagegen keine Pforte angebracht.

Auf ähnliche Schutzwerke und Gräben gegen Panzer stieß man an allen Grenzübergängen im Osten unseres Landes, desgleichen an den wichtigsten Ueberlandstraßen, z. B. bei Mertert auf der Köppchen, und bei Grevenmacher an der Straße nach Luxemburg.

2.

Am 9. Mai 1940, dem Vortag des deutschen Einmarschs, konnte man von den Wasserbilliger Gestaden aus wahrnehmen, daß die Tätigkeit drüben fieberhaft zunahm. Straßen und Nebenwege schienen vollgestopft zu sein mit getarnten Wehrmachtsfahrzeugen aller Art. In den Böschungen des Sauerufers und unterhalb des jenseitigen Landekopfes der Moselfähre lagen, wie man später erfuhr, die Flachkähne bereit für den Bau der Schiffsbrücken, die in der dunklen Frühe des 10. Mai im Handumdrehen herüberwachsen. Man brauchte sie aber bei der Invasion kaum zu benutzen, weil die andern Brücken intakt blieben, und der Vormarsch auf nur geringen Widerstand stieß. Allein die Pontonbrücke von Oberbillig herüber blieb einige Wochen in Betrieb und wurde im Juli 1940 von französischen Kriegsgefangenen abgebrochen.

Kurz nach Mitternacht wurden die Telephonleitungen, die ins Inland führten, von deutschen Pionieren in Zivil durchgeschnitten. Daraufhin kam von Luxemburg die Anweisung an die Bezirkskommandanten der Gendarmerie, daß alle Sperren zu schließen seien. Die Zollwachen in Wasserbillig ließen im letzten Augenblick die Pforten an beiden Brücken einschnappen und zogen sich ins Innere der Ortschaft zurück.

Hier dürften die Aussagen eines Mannes, der zu jener Zeit in der Bürgerwehr Dienst tat, dem Leser den weiteren Verlauf der Ereignisse am anschaulichsten vor Augen führen.

— In der Nacht zum 10. Mai hatten wir zu zweien Wache. Um 1 Uhr schritten wir die Echternacherstraße hinauf bis zum Kirchhof, weil ein Anrainer dort am Abend flüchtige Gestalten bemerkt zu haben glaubte. Wir spazierten den mittleren Gräbergang entlang und zurück, blickten und lauschten eine Weile in die dunkle Stille, ohne etwas Anormales wahrzunehmen. Dann begaben wir uns zu einer Ruhebänk in der Nähe des Fußballfeldes. Die Nacht war ziemlich frostig, und die Ufer jenseits der Sauer lagen, abgesehen von sporadisch aufflackerndem Lichterschein, erstarrt vor uns.

Gegen 3 Uhr trieb die Kälte uns weiter zur Brücke an der Saueröffnung. Verwundert stellten wir fest, daß die Sperrpforte im Schloß saß und die Zollbeamten den Platz verlassen hatten. Wir klinkten an der Tür des Zollhauses, die nicht zugesperrt war, warfen einen kurzen Blick in den ersten Raum, ohne zu ahnen, daß im Hinterzimmer bereits ein deutscher Stoßtrupp versteckt lag. Dann setzten wir unsern Rundgang über die Spatz und die Moselstraße fort bis zum Ende der Häuserzeile.

Im Gegensatz zur unheimlichen Ruhe an der Sauer herrschte auf dem finsternen Moselgelän-

de bei Oberbillig merkliches Raunen und Rumoren. Wir konnten ebenfalls beobachten, daß vom luxemburgischen Ufer aus Lichtsignale nach drüben gegeben wurden.

Auf unserm Rückweg zur Profgasse gesellte sich uns Wachtmeister Frank aus Roodt/Syr zu, der zur Aushilfe in Wasserbillig weilte. Wir bogen mit ihm in die Steilsgasse ein, wo jemand sich oben bei der Eisenbahnüberführung an der geschlossenen Sperrpforte zu schaffen machte. Frank leuchtete mit der Taschenlampe hinauf, Schüsse krachten herunter, und er sank am rechten Fuß getroffen in die Knie. Wir wollten ihn aus der Gefahrenzone tragen, doch er gebot uns, schleunigst zu verschwinden, die- weil er selbst schon zurechtkommen werde.

Wir schlichen zur Mosel zurück, um durch die Profgasse und die Luxemburgerstraße in die Gendarmerie zu gelangen. Ueberdem wir die Prof hinaufeilten, sahen wir, daß schußbereite deutsche Soldaten den Wasserbilliger Chef de gare, der nur notdürftig bekleidet war, über den Bahndamm zur Sperre hinunterführten, die er aufschließen sollte; eine unmögliche Sache, da deren besondere Konstruktion, genau wie bei der Sperre vor der Fußgängerbrücke, ein Öffnen nicht mehr zuließ.

In der Gendarmerie fanden wir zwei Gendarmen auf Wache, während ein dritter, Beamte Zeyen Hub., und drei Soldaten der Freiwilligenkompanie am Funkapparat unter dem Dach die Funkverbindung mit der Hauptstadt aufrechtzuerhalten suchten. Gleich nach uns schleppte sich auch der verwundete Wachtmeister Frank ins Büro, gab einige Anweisungen und humpelte weiter zum Arzt in der Luxemburgerstrasse; dieser transportierte ihn nach Grevenmacher in die Klinik.

Vom Kirchturm schlug die Uhr eben die 5. Stunde und ein sonniger Tag kündigte sich an. Plötzlich flog in der Gendarmerie die Tür des Büros auf. Aus einer kleinen Gruppe deutscher Soldaten, die draußen den Treppenpodest besetzt hielten, löste sich der Anführer, um unter beständigen Drohungen eine Flut von Fragen und Forderungen an einen Gendarmen zu richten. Dann ließ er uns hinausführen. Die Funkmänner unter dem Dach wurden erst zwei Stunden später entdeckt. Am Bahnhof durften mein Kollege und ich, da wir uns als unbewaffnete Zivilisten ausweisen konnten, nach Hause zurückkehren. Wir versuchten dies auf Umwegen zu bewerkstelligen, um nicht noch einmal den Deutschen in die Hände zu fallen.

Es war 5 Uhr 30 als ich mein Atelier hinter den Gärten erreichte. Im Hof traten mir zwei Wehrmachtsangehörige entgegen und verlangten die Herausgabe von Handwerkszeug, das sie zur Sprengung der Eisenbahnsperre bräuchten. Ich öffnete ihnen das Atelier und zog mich ins Haus zurück. Um 6 Uhr hörte ich, daß die Sperre, die wegen des hohen Eisenbahndammes kein sehr festes Gefüge besaß, in die Luft flog, und daß bald darauf die drüben wartenden Militärzüge ins Innere unseres Landes rollten.

Mein Leidensgenosse hatte sich unterdessen in das Haus eines Verwandten in der Triererstraße begeben. Von dort aus konnte er mit ansehen, wie gegen 7 Uhr die Funkmänner aus der Gendarmerie nach Wasserbilligerbrück abgeführt wurden, wo sich in einer Gastwirtschaft die Befehlsstelle der an der Sauerbrücke operierenden Truppeneinheiten befand.

Soweit die Aussagen eines Gewährsmannes, des Klempnermeisters Thiel Piter.

3.

Als der Morgen zu Ende ging, war ein grosser Teil der zwischen Wasserbilligerbrück und Trier gestaffelten Heeresseinheiten über die Sperrpforte beim Zollhaus hinweggerollt. Die dort eingesetzte Aufsichtskolonnen traf Vorbereitungen, um das lästige Hindernis wegzuräumen. Zwei Kraftradschützen brausten zum Kalkwerk bei Wasserbillig, nachdem sie einen Werksangestellten gezwungen hatten aufzusitzen. Im Steinbruch mußte der Mann Sprengstoff aus einem Stollen herbeischaffen, indes die Schützen,

FÜNF WOCHEN IM SCHOSS DER ERDE

Wie sah es ausgangs August 1944 am östlichen Grenzzipfel unseres Landes aus? Ein Strom von uniformierten Männern und Frauen, graue, gelbe und braune, schob sich durch die Hauptstraße von Wasserbillig der Sauerbrücke zu, die einen auf Leichtpanzern, Raupenschleppern oder getarnten Automobilen, die andern auf Fahrrädern, Heuwagen oder französischen Busveteranen, nicht zu vergessen die Masse der verängstigten Zivilisten, ganz simpel und schwunglos auf des Schusters Rappen. Bei den letzteren handelte es sich im allgemeinen um kompromittierte politische Mitläufer des zusammenbrechenden Regimes, die im Sog der zurückflutenden Wehrmacht unterzutauchen gedachten.

Unterdes rückten die Alliierten unaufhaltsam an den Westwall heran.

Auszug

Der Gedanke, in den Stollen des Kalkwerkes sicheren Unterschlupf zu suchen, beginnt bereits Wochen vorher bei der Wasserbilliger Bevölkerung Fuß zu fassen. Das Werk liegt abseits, aber trotzdem in greifbarer Nähe.

In der Frühe des 1. September ist es soweit, der allgemeine Exodus setzt ein. Ungefähr 1 500 Einwohner zusammen mit nicht wenigen russischen Emigranten vertrauen ihr Leben dem schützenden Schoß der Erde an.

Jeder weiß, was ein Flüchtling, der Haus und Hof verlassen muß, so alles in einer Handtasche, in einem Handkoffer oder auf einem Handwägelchen mitnehmen möchte, am liebsten die bewegliche Habe insgesamt und noch einiges dazu. Weil das unmöglich ist, versteckt, vermauert oder vergräbt man einen guten Teil davon auf eigenem Grund und Boden und schließt alle Hauszugänge gewissenhaft ab, was

die Maschinenpistole im Anschlag, am Eingang stehen blieben. Dann fuhren sie zur Brücke zurück, wo ein Soldat versuchte, Löcher in der Sperrmauer anzubringen, um die Sprengsätze hineinzustopfen. Aber das schäbige Handwerkszeug, das ihm zur Verfügung stand, versagte im Eisenbeton, und er mußte einen Preßlufthammer und einen Schweißapparat anfordern. Ohne Rücksicht auf die benachbarten Gebäude sprengte man das Tor heraus, und die seitlichen Betonklötze flogen stückweise in die Luft; was an verbogenen Eisenteilen noch hinderlich im Wege stand, wurde abgeschweißt.

In Wasserbillig war jetzt eine regelrechte Soldatenetappe entstanden mit allen daranhaftenden Begleiterscheinungen. Die Leute gingen verschüchtert ihren Beschäftigungen nach, zogen sich frühzeitig in ihre Häuser zurück und hörten mit aller gebotenen Vorsicht die sogenannten Feindsender ab.

Der Abend des 10. Mai brach herein, es war ein Freitag, und am folgenden Sonntag sollte das hohe Pfingstfest gefeiert werden.

aber kaum ein Versteck vor diebischem Besuch bewahrt hat. In den ersten Tagen kehren beherzte Männer öfters in die Ortschaft zurück, um durch ihre Anwesenheit Spekulanten und Einbrecher abzuschrecken. Aber umsonst, stets finden sie die Türen aufgebrochen, die Zimmer durchwühlt. Und was dem räuberischen Gesindel an Wertsachen in die skrupellosen Hände gefallen ist, hat in nächtlicher Stunde den Weg nach andern Gefilden genommen.

Für die Sicherstellung der wertvollsten Altargeräte wie Kelch, Monstranz, Ziborium, Kreuzifix und Leuchter, hat Abbé Henri Blackes, Pfarrverwalter in Wasserbillig seit der Exilierung, am 15. Juli 1941, von Titularpfarrer Pierre Weidert, frühzeitig gesorgt. In die Galerie selbst nimmt er nur die notwendigsten Kultgegenstände mit und läßt sie im Kassenschrank des Kalkwerks verwahren.

Im Schoß der Erde

Bei ihrem Eintreffen im Kalkwerk wird den Leuten offenbar, daß die Werksleiter umsichtige Vorarbeit für ihre Aufnahme geleistet haben. Die Kaverne, wo die Menschenmasse Quartier bezieht, ist durch Stützen abgesichert und von Abraum frei. Ueberdies hat man aus Mompach einige Fuder Stroh herbeigeschafft, eine willkommene Unterlage für das dürftige Bettzeug. Voller Zuversicht macht jeder sich ein primitives Plätzchen zurecht und fühlt sich unter der fünfzehn Meter dicken überhängenden Felsschicht hinlänglich geborgen für die «paar» Tage, an denen man von zu Hause weg sein wird.

Vorerst herrscht an Lebensmitteln kein Mangel, denn die Kriegsvorräte sind bisher unangestastet geblieben. Hinzu kommen Hühner, Kaninchen und Borstenvieh, die man mitgebracht hat, soweit sie nicht unterwegs ausgerissen

sind. Für die Ernährung der Kinder verwendet man die Milch von zwölf Kühen, die tagsüber am Sernigerbach grasen und abends in einen Verschlag am Steinbruch getrieben werden.

Wenn die Nacht hereinbricht, huschen die fahlen Lichter der Kerzen und Karbidlampen im Schutz der Stollen umher; im Freien muß jede Beleuchtung tunlichst unterbleiben. Die häusliche Uucht kommt wieder zu Ehren mit allem drum und dran, Diskussionen, Kartenspiel, Gebet, Stricken und Rundtrunk aus der eisernen Portion. Man glaubt sich zurückversetzt in die Zeit der früheren dörflichen Bräuche, die auf frommer Gläubigkeit, aber auch auf Not und Armut beruhen.

Der 10. September naht, der Tag der großen Kirmes. Kirmes in einem Steinbruch, welche Laune des Schicksals! Und die Hoffnung auf eine imminente Heimkehr schwindet immer mehr. Über die kriegerischen Ereignisse weiß man ziemlich Bescheid, denn es gibt immer wieder Unentwegte, die den Nachbarortschaften Mompach, Lellig, Herborn und Berburg — diese lagen damals noch außerhalb der Gefahrenzone — kurze Besuche abstatten, um einen Hoffnungsschimmer für sich und die Leidensgenossen zu erhaschen. Aber die Beruhigungspille ist immer dieselbe: Sagt euren Leuten, daß wir die Amerikaner jeden Augenblick erwarten. Ein schwacher Trost für eine Gemeinde, die nolens volens einem mehrwöchigen Aufenthalt in einem Steinbruch entgegenseht.

Die Wasserbilliger Unioun nimmt Kontakt auf mit der provisorischen Regierung in Luxemburg, der sie zu verschiedenen Malen Bericht über die Lage im Kalkwerk zukommen läßt. Ein einfaches Verpflegungssystem spielt sich nach und nach ein. Mittelpersonen aus den Nachbardörfern setzen regelmäßig Lebensmittel, vor allem das tägliche Brot, beim Sernigerwald ab, wo ortskundige Wasserbilliger Männer die Waren wegnehmen können. Das geschieht stets unter Einsatz des Lebens, denn weite Partien der Marschrouten liegen im Blickfeld der rundum lauenden Wehrmächteinheiten.

Wer den Mut dazu aufbringt, hebt in abgelegenen Äckern Kartoffeln aus oder holt Früchte aus den Gemüsegärten der verlassenen Strafanstalt Givenich. Der Givenicher Hof, ein staatseigener Betrieb, war im Krieg von den Deutschen als Gefängnis für politische Häftlinge benutzt und einer älteren Wehreinheit unterstellt worden. Als die Lage im Sommer 1944 für die Deutschen unhaltbar wurde, entließ die Besatzung die Gefangenen und marschierte in aller Stille über Mompach-Echter nach ins Reich zurück.

Was auf dem vorbeschriebenen Weg an Proviant im Kalkwerk eintrifft, kommt in die Gemeinschaftsküche, die man gottlob und zum Wohle aller beim Stolleneingang installiert hat. Zwei große Kochkessel sind zu diesem Zweck aus der Kantine der Cerabati herbeigeschafft worden.

Die Trinkwasserversorgung erfolgt von den Büroräumen des Werks aus, etwa hundert Schritte unterhalb des Kalksteinbruchs. Diese Zapfstelle ist an die Langsurer Wasserleitung angeschlossen, deren Reservoirs auf Luxemburger Territorium liegen. Ein ausgewachsenes Holzfaß auf einem Handkarren empfängt das Wasser, und der Maulesel der Wasserbilliger Molkerei zieht die Last hügelan vor den Steinbruch, wo ein Förderwagen den Weitertransport in die Galerie übernimmt.

Im übrigen gewöhnt sich jung und alt ziemlich schnell an das primitive Untergrundleben. Seit Wochen zieht man die Kleider kaum mehr aus. Rostige Blechtonnen genügen, um Oefen zum Kaffeekochen herzustellen. Der Sernigerbach im Vorfeld besorgt die Wäsche und die notwendigsten Reinigungen. Schwamm über die urzuständlichen Latrinen! Wer sich ins Gelände hinauswagt, schreitet geduckt einher und läßt sich sofort zu Boden fallen, wenn Geschosse ins Tal zu prasseln beginnen. Neunmal spricht der Tod im Lager vor. Zitternde Hände hüllen seine Opfer in linnene Tücher und begraben sie innerhalb oder außerhalb der Stollen. Abbé H. Blackes zelebriert auf einem Notaltar die hl. Messe, Abendandachten finden statt, und eine fixe Hand hat sogar einen Beichtstuhl zusammengebastelt.

Die Pflege der Kranken ist sehr unzulänglich trotz der Anwesenheit des mitgeflüchteten Arztes, Dr. Ludig, der sich in einem verstaubten Mannschaftsraum für Konsultationen zur Verfügung hält.

Liebe Helferinnen sind die Schwestern der Wasserbilliger Franziskanerinnen-Kommunität: Schwester Oberin Pudentiana, Küchenschwester Corona, Krankenschwester Bartholomea und Spielschulschwester Marie-Dorothea. Letztere muß nach kurzem Verweilen wegen Erkrankung nach Luxemburg abtransportiert werden.

Mit der Wasserbilliger Bevölkerung sind, wie eingangs erwähnt, ortsansässige russische Emigranten ausgezogen, Opfer des ersten Weltkriegs, durchweg anständige Menschen, die auf der Cerabati arbeiten. Sie halten sich in einem etwas abgelegenen Stollenteil auf und zeichnen sich durch spontane Hilfsbereitschaft aus, die sie leider mit einigen Todesopfern bezahlen müssen. Ein Orthodoxenpriester, Pope Trestschin aus Mertet, betreut sie. Wenn ihre eigenartigen liturgischen Gesänge in der Kaverne aufklingen, glaubt man sich in eine andere Welt versetzt.

Auch ein Teil der Langsurer Gemeinde weilt kurze Zeit im Kalkwerk. Sobald jedoch kund wird, daß die Sauerbrücke bei Langsur von der Wehrmacht zerstört werden soll, marschiert der Trupp in corpore zurück nach Deutschland.

Am Abend des 10. September sickert die Nachricht durch, daß die Amerikaner unsere westliche Landesgrenze überschritten haben. Ein gedämpfter Optimismus macht sich breit. Doch die Tage vergehen, ohne daß man einen

Ami zu Gesicht bekommt. Mancher stellt sich die bange Frage: Wie wird das wohl enden? Die Mehrzahl der Lagerinsassen zieht es vor, ins Landesinnere zu flüchten. Dabei müssen einige das Leben lassen. Die übrigen — es sind

Erinnerungen

Zou Waasserbëlleg wor Enn August ké Blei-wes méi. An déi 1 500 Mënschen sen an d'Galerie gezunn. Problémer sen domatt entstan, déi dem Organisatiounscomité, den sech gebild hat, vill Suerge berét hun. Op der Gare vu Waasserbëlleg woren dräi Waggoen mat Kommësbroud hänke bliwwen. Mir woren nët faul an hun och emol ugefaangen, ze «organisieren». Dausende vu Broud goufen an d'Galerie geschleeft. D'Schoulkanner hu Kette gestan, a vun Hand zou Hand huet d'Broud de Wee gemat, bis et op enger sécherer Plaatz geteselt wor. Iwwerhaupt woren déi Kleng an dat jonkt Vollek liwesfrou genuch, fir d'ganz Saach vun der sportlecher Sait opzefaassen. Déi éler Leit sin anerer Ménong gewiescht, hu sech Gedanke gemat a matt Baangen der näkster Zoukonft entgéint gekuckt. (Broschüre «Museldall 1947», L. B.)

— Die Wasserzufuhr funktionierte eine Zeit lang recht und schlecht, bis die Sache buchstäblich ins Wasser zu fallen drohte. Wir schrieben den 21. September. Plötzlich bebte die Erde rundherum. Die Brücke im Langsurer Tal mit dem dicken Wasserleitungsrohr an der Flanke flog in die Luft. Das Rohr riß entzwei und das kostbare Trinkwasser stürzte ungehemmt in die Sauer, dieweil neben uns im Wolfsbusch die Reservoirs sich bis zur Neige leerten. Was nun? Die Stauung in diesen Speichern konnte nur dann wiedereinsetzen, wenn das Hauptrohr irgendwo abgesperrt wurde, ein riskantes Unternehmen, weil die Deutschen strengstens untersagt hatten, die Stollen in Richtung Sauer zu verlassen. Drei Mann faßten sich ein Herz, banden ein weißes Tuch an einen Stock und schritten langsam auf die Wasserspeicher zu. Wie erwartet stellten sich ihnen einige Feldgraue in den Weg und wiesen sie energisch zurück. Die Unterhändler mußten eine bange Stunde der Ungewißheit durchstehen, ehe die Abspernung der defekten Leitung zugelassen wurde. Die Behälter füllten sich wieder, im Büro floß das Wasser wie vorher, und den Leuten fiel ein Stein vom Herzen.

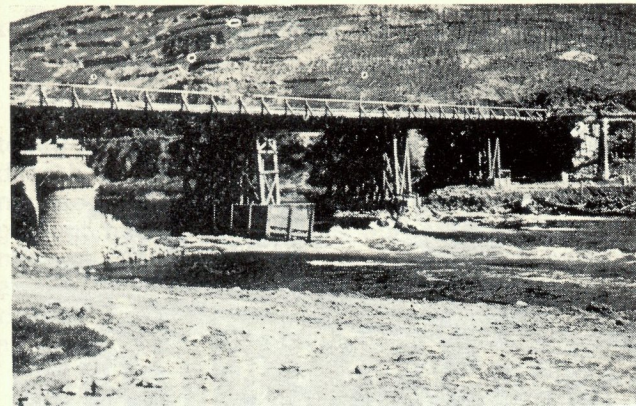
Eine weitere Misere lag in dem Umstand, daß wir beständig vor deutschen Häschern, die auf Deserteure Jagd machten, auf der Hut sein mußten. Jede Kontrolle löste bange Aufregung aus, denn nicht selten fanden Luxemburger, die sich von der Wehrmacht oder von andern Dienstverpflichtungsstellen hatten absetzen können, Aufnahme im Steinbruch und wurden nachts von freiwilligen Helfern ins Landesinnere geschleust. Auch suchten deutsche Reichsbahnbeamten in Begleitung von SS wiederholt das Kalkwerk auf, um Eisenbahnperso-

immerhin noch annähernd 600 Menschen — überreden einander, an eine baldige Rückkehr zu glauben, und vegetieren im Untergrund weiter, zerrissen zwischen Vertrauen und Verzagen.

nal zu requirieren. Die Wasserbilliger Eisenbahner, rechtzeitig gewarnt, waren dann immer wie vom Erdboden verschwunden. Bei einem dieser Besuche geschah es, daß sich der PKW der Beamten aus irgendeinem Grunde selbständig machte. Das sah fast nach Sabotage aus, obschon niemand dafür konnte. Glücklicherweise gelang es, den Wagen unauffällig auf einem Nebenweg zurückzuholen. Als die Deutschen aus dem Stollen traten, stand er wieder am richtigen Platz. (Aus den Notizen eines Evakuierten.)

— Am 15. September findet man die Leiche eines älteren Mannes unweit der sog. Schäfererei an der Mompacher Straße; ein paar Schritte weiter davon diejenige einer jungen Frau. Beide sind erschossen worden. Am 19. September geht ein Handwagen mit Umzugsgut nach Berburg. Ein Granatschuß wird direkt vom Westwall auf diesen Transport abgefeuert. Splitter treffen den Führer, Lehrer Jos. Mousel, und einen ihm helfenden Russen. Beide sind zur Stelle tot, ein junger Mann ist verwundet. Ein Familienvater wird zwischen Born und Moersdorf niedergestreckt. Diese und andere Toten finden ihr Grab meist im Freien. Als weiteres Opfer wird ein junger Ehemann genau am Eingang zur Galerie von Granatsplittern tödlich getroffen; Begräbnis im Stollen selbst. Einen alten Mann findet man morgens tot auf seinem Nachtlager; Schlagfluß. Kein Wunder, daß der Priester stets das hl. Oel in der Tasche trägt, und daß mehr als ein Nervenschock zu verzeichnen ist.

Mehrere Wochen sind vergangen. Jeden Tag hoffen wir auf Befreiung und Rückkehr an den häuslichen Herd. Da, eine fürchterliche Detonation: die Eisenbahnbrücke ist gesprengt. Kerzengerade und bergeshoch steigt eine schwarze Rauchsäule gen Himmel. Dasselbe Schicksal trifft die Sauerbrücke, die Langsurerbrücke, die Straßenbrücke über dem Serzigerbach. Schwere Quadersteine fliegen über den ganzen Ort, schlagen dumpf ein, zerstören Dächer, Fenster. Nun kommen die Wassertürme auf den beiden Bahnhöfen und schließlich die Kanalisationsschächte in unsern Straßen an die Reihe. Die benachbarten Häuser werden notwendigerweise zum Einsturz gebracht, tiefe Trichter gähnen daneben. Strömender Regen vollendet bald die böswillige Zerstörung vieler Wohnungen, Möbel, Waren usw. Ein Teil der prächtigen Linden liegt gefällt über der Echternacherstraße. Wasserbillig ist kaum wiederzuerkennen. (Billiacensis, «Das Untergrundleben der Wasserbilliger», Lux. Wort 23. 10. 1944).



D'Sauerbrëck, déi vun de Preisen kuurz virun der Arrivé vum den amerikaneschen Zaldoten gesprengt gi war, huet hire Génie noutdierfteg nees opgericht.

Abmarsch ins Ungewisse

Ueber fünf Wochen sind vergangen, seit die Wasserbilliger in ihr Notquartier eingezogen sind. Abbé Henri Blackes weilt nicht mehr bei ihnen. Nach einem Besuch bei Verwandten in Boursdorf ist ihm die Rückkehr von den Amerikanern verweigert worden. Vikar Nicolas Dostert aus Wasserbillig hat sich daraufhin am 21. September aus dem Innern des Landes bis zum Kalkwerk durchgeschlagen.

Von Tag zu Tag wächst die Zahl der Zweifler an einer baldigen Heimkehr. Trotz einzelner Herdfeuer schleicht nachts die Feuchtigkeit in die schäbigen Strohlager. Depressionen und Erkrankungen greifen um sich. In schlaflosen Stunden brütet so mancher fröstelnd vor sich hin.

Es kommt der Nachmittag des 2. Oktobers. Ein amerikanischer Spähtrupp ist bis auf den Kamm des Steinbruchs vorgedrungen und hat sich kurzfristig im Gebüsch eingenistet. In der Galerie herrscht überschwengliche Freude. Schluß jetzt mit dem armseligen Evakuierten-dasein, so wähnen alle. Tatsächlich, der Auszug aus dem Kalkwerk steht bevor, aber keineswegs in die erwartete Richtung.

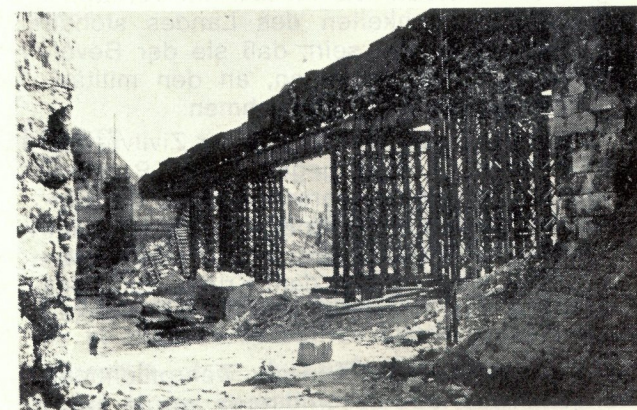
Die Deutschen haben den Vorgang von fern beobachtet und geben am Abend desselben 2. Oktobers bekannt: Bis morgen mittag müssen die Stollen geräumt sein, aber eine Rückkehr nach Wasserbillig ist nicht gestattet; dagegen wird freigestellt, per Nachen nach Deutschland überzusetzen, oder ins Innere des Landes zu ziehen. Natürlich kommt die erste Alternative für niemanden in Frage. Eine vierstündige Feuerpause wird für den nächsten Tag zugesichert und am andern Morgen auch wirklich von 8 bis 12 Uhr eingehalten.

Ob des unerwarteten Ultimatums herrscht zeitweilig panikartige Stimmung im Lager. Man hatte gehofft, die Befreiung käme durch die

Amerikaner, und nun diese böse Überraschung. Die gesetzte Frist ist knapp bemessen, zumal es gegen Abend geht und kein Lichtschein nach außen dringen darf. Mit dem Verpacken der Habseligkeiten muß trotzdem während der Nachtzeit begonnen werden, und das beim fahlen Licht der flackernden Kerzen. Grob verschürte Kisten und Ballen werden vorerst allesamt aus den Stollen geschleppt, dann auf Handwagen und primitiven Behelfsvehikeln festgebunden. Was man nicht mitnehmen kann, verstaubt man in tiefergelegenen Stollengängen. Die Haustiere müssen leider zurückbleiben und selber für sich sorgen. Nach der Heimkehr Anfang März 1945 finden die Leute noch einige verwilderte und verschüchterte Hühner und Katzen am Lagerplatz wieder.

Noch in der Nacht machen vereinzelte Trupps sich auf den Weg nach Mompach, während das Gros der Lagerinsassen das Kalkwerk bei Tagesanbruch verläßt. Gleichwohl ein jeder genug mit sich selbst zu tun hat, hilft man sich gegenseitig, so gut es eben geht, und trotz sporadischer Rücksichtslosigkeit findet die Not am Mann immer eine hilfreiche Hand. So können alle die Gefahrenzone innerhalb der festgesetzten Frist heil verlassen. Nach dem Auszug des Trecks werden die Stolleneingänge von den Deutschen gesprengt. Die Flucht erfolgt bergan und über schlechte Wege dem freien Dorf Mompach entgegen. Hier darf der Flüchtlingsstrom nur kurze Zeit haltmachen, dann muß er weiter nach Herborn oder Berburg ins Innere des Landes.

Die erzwungene Verwaisung der Grenzortschaften im Osten dauerte bis Ostern 1945, dann durften die Wasserbilliger, wie alle andern Flüchtlinge auch, nach Hause zurückkehren. Aber aus Evakuierten waren jetzt Sinistrierte geworden.



D'Eisebunnsbrëck zu Waasserbëlleg war och an d'Luecht gejôt gin. Och si gouw a kierzester Zäit vun de Yankeen erëm opgebaut. Spéider war et de Letzebuurger Staat deen d'Brëcken neiopgebaut a bezuelt huet.

Dest Bild gouw 1943 opgeholl, wéi en Zuch mat jonke Lëtzebuurger no Däitschland an d'Wehrmacht verschleeft gouwen. Op der Stréck tëschend Mertert a Waasserbëlleg huet e missen haalen. D'Resultat: D'Bild schwätzt fir sech!



ENROLES DE FORCE

Am 23. Mai 1941 verordnete Gauleiter Simon die Einführung des Reichsarbeitsdienstes in Luxemburg für die Jahrgänge 1920-1924 beiderlei Geschlechts (später bis 1926).

Am 30. August 1942 führte er die Wehrpflicht ein für die Luxemburger Jungen der Jahrgänge 1920-1924, die in der Folge durch die Jahrgänge 1925 und 1926 ergänzt wurden.

Hier lag ein eklatanter Verstoß gegen die Haager Konventionen vom 18. 10. 1907 vor, was Francis Steffen in seinem ergreifenden Buch «Die geopfert Generation» klar zum Ausdruck bringt:

Diese Ansicht (daß kein Okkupant das Recht hat, Bewohner des okkupierten Landes zum Dienst in seiner Armee zu zwingen) steht in voller Übereinstimmung mit der Konvention von Den Haag, die in ihrem Art. 52 besagt: Requisitionen in Naturalien und Dienstleistungen können von den Einwohnern nur für die Bedürfnisse der Besatzungsarmee gefordert werden. Sie müssen im Verhältnis zu den Möglichkeiten des Landes stehen und solcher Natur sein, daß sie der Bevölkerung nicht abverlangen, an den militärischen Operationen teilzunehmen.

Hatte bereits die Einsetzung der Zivilverwaltung am 29. 7. 1940 gegen diesen Paragraphen verstoßen, so verschlimmerte die Einführung der Wehrdienstpflicht diese Lage ins Ungeheuerliche. Sie wurde zum Kriegsverbrechen, wie es nach dem Kriege auch das Tribunal von Nürnberg in aller Deutlichkeit anerkannte.

Der weitaus größte Teil der wehrpflichtigen zwangsrekrutierten Luxemburger wurde nach Rußland an die Front geschickt. Klein war dagegen die Zahl derer, die man an anderen Frontabschnitten, d. h. in Italien oder Frankreich verwendete. Diese Jungen desertierten fast alle und schlugen sich auf den verschiedensten Wegen zu den alliierten Armeen in

England durch. Es gab auch manche, die sich der Einberufung dadurch entzogen, daß sie irgendwo untertauchten. An die 3 000 Luxemburger sind gefallen, während zirka 1 500 schwere Kriegsschäden davongetragen haben.

Die Zahlen betreffs der einberufenen Luxemburger Jungen aus jenen Ortschaften, die an die Zwangsrekrutierungssektion von Wasserbillig angeschlossen sind, lauten:

	zwangsrekrutiert	gefallen	n. d. Krieg verstorben
Wasserbillig	66	14	5
Mertert	28	4	2
Moersdorf	15	5	1
Born	10	4	1
Lellig	8	3	2
Mompach / Boursdorf	4	1	—

Zu bemerken bleibt:

daß die Zwangsrekrutierten sich nach dem Krieg in der Vereinigung «Ligue Ons Jongen» zusammengefunden haben, heute in «Fédération des Enrôlés de Force, Victimes du Nazisme» umbenannt;

daß hier im Osten eine Sektion dieses Verbandes besteht unter dem Namen «Enrôlés de Force Wasserbillig et Environs» (mit den oben genannten Ortschaften), deren Präsident der Zwangsrekrutierte Michel Thiel aus Wasserbillig ist;

daß der Gemeinderat von Mertert die Errichtung eines Monument aux Morts in die Wege geleitet hat, und daß eine Stelle bei der neuen Kapelle in Wasserbillig als Standort vorgesehen ist.

QUELLEN

Fr. Steffen: Die geopfert Generation, Luxemburg 1976.
Deliberationsregister des Gemeinderates: Monument aux Morts, Sitzung vom 5. Oktober 1976.
Angaben durch den Präsidenten der «Enrôlés de Force Wasserbillig et Environs», Mich. Thiel.

«Ons Jongen» - Eis Enrôlés de Force - Eis Sprooch

Wéi am Oktober 1941 d'Preisen op eng topeg-flappeg Manéier probéiert haten, fir äis duerch en Trick «heim ins Reich» ze kréien, mat deem mir äis de Strack selwer ëm d'Straß geluegt hätten, do war eis Sprooch och ewell mat am Spill. «Spill» as zwar gutt gesot, ower aus deem Spill as bluddegen Eescht gin, un deem haut nach Dausende vu Lëtzebuurger moralesch a kierperlech schwéier schleefen.

D'Preisen hate mat hirer «Personenstandsaufnahme» vum 10. Oktober 41 erwaart, mir géngen eis Sprooch als «Däitsch» ukucken . . . dat war op méi wéi eng Manéier eng Dommheet: Aus purer Tockegeet hätt jo ewell eleng keen dat wëllen zouginn; dann haten si och nach gemengt, si mißten äis soen, eis Sprooch géng nët als Sprooch zielen, well dat wir nëmmen en Dialekt . . . och do haten si dem Här an an Frack gegruff. An esou as et da komm, wéi et huet misse kommen: Hire Referendum huet sech als dat gewisen, wat en och war: eng hiirmiddeg Efällegkeet, déi deen aarmsélegen Trëllert vu Gauleiter Simon mat en etlech frustrierte Lompen à la Kratzenberg ausgebréit hat. Ower haut musse mir et zouginn: de Referendum hat eppes Guddes . . . eis Sprooch as praktesch duerch d'Wiel vum Vollek als Sprooch geholl gin! Loosst mer léiwer nët zevill driwwer schwätzen, wat haut aus eiser Sprooch gin as, a wat der leider haut esou sël-lechen dovun halen.

Leider och as et nët bei deer kannereger Blamage vun 1941 bliwen. 1942 huet de Simon nët méi laang gefaxt, an hien huet dem «Führer» eis Jongen a Medercher op engem Plateau offréiert, fir se un der Ostfront, un der Westan Nord- a Südfront leiden, verkrëppelen a verhondsen ze loossen! An dogéint hun d'Lëtzebuurger sech mat engem Streik gestäipt, deen haut als ee vun dene gréißen Deeg an eiser Geschicht do steet. Kuckt lech emol d'Streikziedelen un, wann Dir nach een ze gesi kritt: Do fannt Dir alt erëm eis Sprooch! De Streik huet vill gedéngt, ower nët alles . . . eis jong

Leit gufen einfach an d'preisesch Arméi gezwongen; vun deem, wat déi Generatioun matgemaach huet, kënn Dir regelméiËg an dëser Zeitung liesen, an et as eng Sënn an eng Schan, dat déi Leit sech nach haut rappen a klappe mussen, fir hir méi wéi normal Rechter ze kréien, déi si als Affer vun den Naziën zegutt haten an hun.

Vill schéi Versprieche, vill déck opgeblose Rieden, ower nët vill dohannert; grad ewéi am éischten Äifer nom Krich eis Sprooch och endlech sollt iwerall déi Plaz kréien, déi si ewell laang zegutt huet . . . dat alles as vergiess, schéngt fir vill Leit ewell bal bei de Folklor ze gehéieren: déi Kreesch vu Misär a Verlaangeren, dat Grujelecht, wat déi Jongen a Medercher gesin a matgemaach hun, an engem Alter wou dat sech fir d'ganzt Liewen an d'Gemitt an och an d'Gesondheet erafrëßt.

Liest emol Bréiwen aus deer Zäit, da fällt et lech vläicht och op, datt der vill an eiser Sprooch geschriwe sin, an datt just déi am meeschten un ee gin. Wa mir et déck do sëtzen hun, dann as eis Sprooch nach ëmmer dat beschte Mëttel, fir äis auszédreken . . . dat as normal, well mir hun am Fong nëmmen eng Sprooch, an dat as d'Lëtzebuergesch! Op Franséisch an op Däitsch siche mir dach ëmmer d'éischt no de schéine Wiirder, no deer richteger Grammaire, iert mir wiirklech schreiwen, wat äis vu bannen eraus kënn; an dofir schalte mir automatesch op d'Lëtzebuergesch ëm, wa mir vun der Long op d'Zong wëlle schwätzen oder schreiwen. Dofir fanne mir och Honnerten an Dausende vu Bréiwer an eiser Sprooch, déi eis Jongen a Medercher aus dem RAD an der «Wehrmacht» heemgeschéckt hun.

Oktober 41, Streik 42, Enrôlés de Force, Eis Sprooch . . . dat kann een op enger an deer selwechter Linn kucken . . . dat kann een och iwer deeselwechte Leescht fillen: op Lëtzebuergesch!

L. R.

Spätfolgen

Viel ist seit 1945 über die Versorgung und die Entschädigung der Kriegsinvaliden geschrieben und gestritten worden, und mit Recht. Schon 1973 nahm Dr. Nic. Majerus in der Zeitschrift «Les Sacrifiés» besonders das gesundheitliche Problem der Betroffenen unter die Lupe. Die lapidare Feststellung (ich zitiere mit dem Einverständnis des Autors) «Ohne auch im geringsten zu übertreiben, darf behauptet werden, daß die Zwangsrekrutierten durchwegs 5 bis 10 Jahre älter sind als ihr kalendermäßiges Alter.» Leider stelle ich immer wieder in der

Praxis fest, daß das überaus stimmt, und erst recht 5 Jahre nach dem vorzitierten Artikel.

Alle Verletzungen wurden, so wohl bei uns, wie in allen europäischen Ländern, festgelegt, eingestuft, dem Ausmaß derselben entsprechend in ein Versehrten-Kodex aufgenommen, aber leider hat man dabei die Spätfolgen vergessen. In den Nachbarländern hat man schon erfahrungsgemäß (Krieg 14 - 18) mit Spätschäden gerechnet. Bei uns wurden sie nicht genügend in Betracht gezogen.

Eine vorübergehende Mundfäulnis, ein amputiertes Bein — und Gott weiß unter welchen Bedingungen operiert wurde — ein Leben junger Menschen in beständiger Todesangst, ein Leben geprägt von Entbehrungen, Qualen, Verwundungen! Und das alles soll keine Folgen haben?

Und dann war man ganz einfach überglücklich aus diesem Inferno gerettet zu sein . . . man dachte nicht an die Spätfolgen. «On a l'âge de ses artères», aber die Zwangsrekrutierten haben einen «Vorsprung». Sie sind irgendwie anders, sie sind markiert. Aerzte und Psychiater stellen es immer wieder fest.

Vor mir steht ein Mann, etwa 53 - 56 Jahre alt. Ich frage ihn: «Weshalb kommen Sie zu mir? Wo fehlt es?»

«Ich leide an vagen Kopfschmerzen, ein Druck macht sich bemerkbar, nachts wache ich auf, habe geträumt, weiß nicht von was, böses Herzklopfen empfinde ich, bin in Schweiß gebadet, muß aufstehen, ich habe Angst.»

Neue Frage: «Wie geht es auf dem Arbeitsplatz?»

Antwort: «Na so eben.»

«Was tun Sie während Ihrer Freizeit?»

«Nichts mehr. Ich habe keine Lust etwas zu unternehmen.»

Das ist nur ein Beispiel unter vielen. Da gibt es eben keine Maßstäbe, keine Schablonen mehr. Wie abwägen, wie urteilen? Diese Männer präsentieren ein neurotisch-psychotisch-depressives Verhalten; und dies all zu viele aus den Jahrgängen der Zwangsrekrutierten. Haben diese Menschen vielleicht die Rentenitis? Nein, zum größten Teil nicht.

Es wäre notwendig, und dies in Kürze, denn es drängt, alle Rentenanträge dieser Kategorie, nachdem sie somatisch (körperlich) examiniert und vielleicht zu leicht und zu niedrig eingeschätzt wurden, — durchgefallen bei der Rentenkommission — zu einer neuro-psychiatrischen Untersuchung zu schicken, mit der Absicht ein besser abgerundetes Urteil zu gewinnen.

A. S.



L'emplacement dans l'aire du centre culturel de Wasserbillig, ce dernier est très moderne dans sa conception et son exécution, était prédestiné à recevoir le monument aux morts de la charmante ville mosellane.